

Porträt

Ehrlichkeit kostet nichts

Februar, Samstagmittag im Oberengadin. Die Mittel- und Oberklassewagen drängen sich durchs Tal, das dieses Arrivée- und Départgedränge mit grau verhangener Gelassenheit quittiert. Es ist Hochsaison in einem der schönsten und teuersten Täler der Schweiz und man fragt sich, ob und wie hier Menschen leben können, inmitten dieses Dauerevents, dieser permanenten Logiernächtoptimierung, in dieser Unterhaltungslandschaft, bestückt mit Pelz und Diamanten. Im Hauptort Samedan treffe ich heute einen, der nie die Chance hatte, sich in dieses Champagner-Tableau zu integrieren. Heute würde er es auch nicht mehr wollen.

von Mathias Balzer

→ Renato Wirz empfängt mich wie abgemacht vor der Haustüre am kleinen Platz im Dorf. Er lacht herzlich und geleitet mich in seine Wohnung, sehr langsam, mit kleinen Schritten sich mühsam die Treppe hochschleppend, sich an den Wänden abstützend und hochziehend. Ein kleinwüchsiger Mann mit sonnengebräuntem, breitem Gesicht, mit weichen, gutmütigen Zügen und einem gemütlichen Bauch. Die kleinen Beine, von denen sich nur die Unterschenkel zu bewegen scheinen, tragen den Körper kaum. Der ganze Besitz des Mannes hat in einem Raum Platz, der in mancher Zweitwohnung im Tal wohl als trendiger, begehrter Kleiderschrank dienen würde. Die Kammer, in der er wohnt, bietet knapp Platz für eine Matratze am Boden, einen kleinen Tisch, einen Kühlschrank, einen Fernsehapparat. Die Luft ist stickig, kein aufgeräumter Haushalt, (wohin könnte hier auch alles verräumt werden?); eher wirkt die Bleibe provisorisch, obwohl der Bewohner bereits seit fünfzehn Jahren hier lebt. Über allem hängt eine gerahmte Fotografie, die eine alte Frau in schwarzem Kleid zeigt, auf ihrem Rücken eine Kräze. Sie schaut von der Heuwiese in die bescheidene Bleibe ihres Enkels, in der schon am Nachmittag das Licht brennen muss.

Sobald ich jedoch Renato am kleinen Tisch gegenüber sitze, ist das einfache Interieur vergessen. Der Mann strahlt einen Lebensmut aus, der manchem Villenbesitzer am St. Moritzer Sonnenhang «Suvretta» gut anstehen würde.

Es sei sein erstes Interview, aber er habe sich vorgenommen ehrlich zu sein, das gehöre zu ihm, sagt er zu Beginn. Seine undeutliche Aussprache, oft unterbrochen von starkem Husten, seine seltsam knarrende, aber warme Stimme fordert aufmerksame Zuhörer. Vielleicht ist dies der Grund, wieso viele Leute ihn meiden. Sie täten gut daran, Renato manchmal Gehör zu schenken. Der kleine Mann spricht in einfachen Sätzen, hat sich eine Sprache zugelegt, die ohne Schnörkel auskommt, die keine Umschreibungen kennt, die, wie er sagt, eben einfach und ehrlich ist. In knappen Sätzen erzählt er aus seinem Leben, sei-

ner Frühgeburt, der Kinderlähmung, den Spitalaufenthalten in Zürich, der Stadt des Vaters, wo er mit diesem und seiner Mutter, die aus Tirano stammte, bis zu seinem 25. Lebensjahr gewohnt hat.

Von den langen Ferien bei der Grossmutter in Viano, einem Bauerndorf oberhalb Brusio, von diesem Mutterland, das für Renato mehr und mehr zur wirklichen Heimat wird. Die Berufschancen in der Limmatstadt sind für einen behinderten jungen Mann nicht gerade aussichtsreich. Renato arbeitet nach der Schule fünf Jahre in einer Autosattlerei, dann in einer Restaurantküche. Viano wird in dieser Zeit immer mehr zum Sehnsuchtsort. Während eines Urlaubs im südlichen Bergdorf setzt Renato seinen lang gehegten Wunsch in die Tat um, gegen den Willen der Mutter, und kehrt nicht mehr auf die Alpennordseite zurück. Er lebt mit seinem Onkel und der geliebten Nonna auf einem Bergbauernhof, kocht, hackt das Holz, verpflegt die Tiere, hilft im und ums Haus. Die schönsten Jahre seines Lebens seien das gewesen. Das Kochen für andere vermisse er heute noch. Falls ich für ein Fest einen Koch brauche, sei er immer dafür zu haben.

Nach dem Tod der Grossmutter, 1989, öffnet in Samedan die «Ufficina Protetta» ihren Betrieb, eine vom Verein «Geschützte Wohn- und Arbeitsplätze» gegründete Institution, welche erwachsenen Menschen mit einer Behinderung ein Lebensumfeld bietet. Seit dieser Zeit arbeitet Renato Wirz in der Werkstätte der Ufficina, wohnt jedoch selbstständig im Dorf. Die Arbeit in der Werkstätte kommt seinem handwerklichen Talent entgegen, auch wenn sie manchmal etwas eintönig sei. Er hat kürzlich auch die Gelegenheit erhalten, im Tessin einen Töpferkurs zu besuchen. Mit Stolz zeigt er mir das dort erworbene Diplom.

Dieser kurz skizzierte Lebensfaden nimmt im Gespräch einen kleinen Raum ein, wird zum eigentlichen Nebenschauplatz. Renato bevorzugt es, über das Wie anstatt über das Was zu sprechen. Wir trinken Vino da Pasto aus dem Tetra Pack, wobei er sagt, ihm sei schon klar, dass andere hier ihren Whiskey für 150 Franken das Glas saufen, es ihm aber nur für zwei Zweier vom Billigen lange. Er



«nehme das, wie es ist, und habe keineswegs das Gefühl, zu wenig vom Leben erhalten zu haben. Seine knappen, oft schalkhaften Sätze bringen seine Sache immer auf den Punkt:

«Es nützt nichts zu jammern. Ich habe früh gelernt mit wenig auszukommen, war immer für andere da, nicht für Geld und Karriere.» Dies sei sein Platz und er sei froh darum, denn: «Eigentlich ist doch jeder Mensch irgendwo krank, nur wissen es die meisten nicht von sich. Sie reden viel und schlau, über Geld und Haus und Beruf, aber sie reden eigentlich gar nicht. Ist doch so. Alle wollen mehr sein, als sie sind, und machen sich selbst nur Stress und Ärger. Ich habe Zeit, das zu sehen. Ehrlichkeit kostet nichts, aber es gibt sie wenig. Es liegt nicht in unserer Hand, was wir werden. Ich gebe niemandem die Schuld, dass ich so bin, wie ich bin, dass ich dieses Leben so verbringen muss.»

Manchmal sehe er schon Dinge, die er gerne auch machen würde. Ski fahren zum Beispiel oder Auto fahren. Auf sein Traumziel im Leben angesprochen, sagt er klar:

«Am liebsten wäre ich zum Militär gegangen.» Als Bub habe er in der Zürcher Kaserne immer den Soldaten zugeschaut und davon geträumt, einmal General zu werden. «Aber es geht jetzt ganz gut auch ohne», sagt er lachend und schenkt nach.

«Jeder Mensch hat eine Aufgabe», fährt er fort. Vielleicht habe er die Aufgabe, ein guter Mensch zu sein. «Leben

heisst über eine Brücke gehen. Wie weit man es schafft, weiss keiner.»

Traurig mache ihn, dass die Menschen nicht mehr bereit seien für richtige, ehrliche Gespräche. In der Beiz werde zwar viel geredet, doch wenn das Gespräch einmal richtig beginne, liefen alle davon. Das komme immer mehr, die Leute würden zwar gerne reden, sie hätten aber Angst, wirklich etwas zu sagen. Gerade seine offensichtliche Behinderung sei für die allermeisten ein Tabu. Selbst in der geschlossenen Werkstatt werde nicht darüber gesprochen, da schon gar nicht, die seien alle wie Roboter oder Nummern, hätten sich zufrieden gegeben mit ihrem Leben.

Es gäbe so viel, worüber man reden könne, reden müsse, damit einem kein Kropf wachse, damit die Probleme, die auch er zeitweise in Alkohol zu ertränken versucht habe, nicht zu gross würden. Zum Beispiel über Sexualität könnte man auch reden, sagt er, der seit 16 Jahren eine Freundin hat, bei der er für immer bleiben werde. Früher sei er halt in den Puff gegangen, musste halt bezahlen, dafür habe er sonst niemanden belästigt, irgendwo müsse das Zeugs ja hin. Er habe auch nicht das Gefühl, in dieser Hinsicht etwas verpasst zu haben. Was er nicht verstehe, seien Menschen, die sich so schnell trennten voneinander, einander wegwürfen nach Jahren des Zusammenlebens, als ob danach etwas Besseres käme. Bei seinen Eltern habe er viel über Treue gelernt. Beide hätten damals «unter dem Hag durchgefressen», was viel Krach gab, was

er als Bub nicht verstehen konnte, aber trotzdem seien sie zusammengeblieben bis zum Tod. All diese «Freunde», die ihm sagten: «Warum bist du immer mit der Gleichen zusammen?», die können ihm gestohlen bleiben.

Einige Male im Gespräch erwähnt er Gott. Auf die Frage, wie er es mit der Religion halte, antwortet er, diese sei wichtig für ihn, er bete manchmal für sich, sei früher auch mehr zur Kirche gegangen, aber die sei sowieso nur noch politisch und die Kirchgänger interessierten sich mehr dafür, ob diese oder jene wieder einen Minirock trage – was die ja gar nichts angehe –, anstatt den Glauben zu praktizieren, diese Heuchler.

Der Nachmittag geht langsam dem Ende zu, die Disc im Aufnahmegerät ist schon seit längerem voll. Das habe ihm jetzt gefallen, wieder einmal mit jemandem zu sprechen. Er verabschiedet sich herzlich, nicht ohne zu sagen, dass ich immer wieder kommen könne, wenn ich etwas bräuchte. Er könne meistens helfen. Zuerst ist dieser Part auf meiner Seite und ich helfe ihm noch, seinen Abfall zu entsorgen, gehe mit den beiden Säcken durchs Dorf, wo die Skifahrer und Langläufer in bunten Sportanzügen heimkehren, seltsam kontrastierend mit dem sonst einheitlichen Weiss des Schnees und Blau des Himmels. Irgendwie wars in der kleinen Kammer sonniger als hier draussen. Vielleicht liegt am Vino da Pasto, vielleicht aber auch an etwas anderem. Wie sagt Renato Wirz: «Auf das Herz kommt es an. Das ist das Wichtigste.»



Weiter mit Bildung.

WWW.ACADEMIA-ENGIADINA.CH